

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **23 (2016)**

Heft 261

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur

Relevante Kadaver

Lieber Nichtsnutz

Lieber Nicht

Jim Knopf

Appenzellkopf

Sexualmagie

Dada lebt

Jeder stirbt

Auch Kinos?

Konferenz der Tiere



Mitte November wird in St.Gallen das neue Naturmuseum im Osten eröffnet. Gespräche mit dem Direktor und dem Gestalter und ein Blick zurück auf das museale Sammeln in St.Gallen.

FOTOGRAFIE: DANIEL AMMANN

Was ist ein Naturmuseum heute, was will es sein, was kann es leisten? Erste Impressionen vom Neubau im St.Galler Osten und Fragen an den Ausstellungsgestalter Johannes Stieger.

TEXT: PETER SURBER

Die Lust ist gross – wenigstens ein kurzer Knuff in die Magengegend... Berühren verboten, aber wann hat man schon eine Wildsau so zum Greifen nah? Im Peter und Paul konnten wir als Kinder nicht genug davon kriegen, den Frischlingen zuzuschauen – aber dazwischen war ein dicker Maschendraht. Und die Murmeltiere waren immer am Schlafen und die Gemsen kaum zu erkennen zuoberst auf dem Kunstfelsen. Der St.Galler Wildpark in Ehren, aber jetzt im neuen Naturmuseum kommt man diesen Tieren und allem anderen, was da krecht und fleucht in der Ostschweiz, plötzlich unglaublich nahe. Das wird den Kindern gefallen. Und den Erwachsenen auch, wie sich nach einem ersten kurzen Blick erahnen lässt, während die Handwerker den Dingen den letzten Schliff geben.

Die Tiere, hunderte beziehungsweise tausende, wenn man die Insekten und Käfer und Schmetterlinge in den Zieh Schubladen mitrechnet, haben sich im Hauptraum des Neubaus versammelt, rund um das Kernstück des ganzen Museums: das Relief des Kantons St.Gallen. So kunstvoll ausgestopft wie täuschend lebendig, vom Wels bis zum Adler, vom Fuchs bis zum Hasen, stehen sie parat, als lege gleich die Arche Noah am Rorschacher Hafen ab. «Vom Bodensee bis zum Ringelspitz» heisst das Ausstellungsprogramm in diesem Saal. Nicht originell, aber passend.

Schauen ja, berühren nein: Das gelte nur für die Tierpräparate, sagt Johannes Stieger vom Gestalterbüro 2ndwest, das für die Präsentation der Sammlung hauptverantwortlich ist. Sonst sei an den meisten Stellen im neuen Museum Anfassen ausdrücklich erwünscht. Etwa in der «Waldbibliothek» mit ihren Naturmaterialien und Duftstationen. Und erst recht im obersten Stock bei den Thementausstellungen zur Bionik und zu Energien und Rohstoffen – von der Galerie oben wird man hinunterschauen können auf die wundersame vielhundertköpfige «Konferenz der Tiere» rund um das Kantonsrelief.

Dass diese Tiere einfach so da sind, ohne auf originell getrimmte «Inszenierung», dass das neue Museum nicht um jeden Preis witzig in der Präsentationsform und technologisch aufgerüstet in den Mitteln sein will: Das ist eine Haltung. Johannes Stieger ist seit rund fünf Jahren, seit dem Gestaltungswettbewerb, den 2ndwest gewann, planerisch beteiligt und immer wieder mit der Frage konfrontiert, wie man Natur natur- und zeitgemäss ausstellt. Die Haltung, die für das neue Museum prägend ist, könnte man in ein paar Leitüberzeugungen zusammenfassen.

**Die erste Überzeugung heisst:
Dinge zeigen statt Geschichten erzählen.**

Viele Museen bemühten sich heute, einen «roten Faden» oder modern gesagt: ein Narrativ zu finden und ihr Publikum damit an der Hand zu nehmen. Das St.Galler Naturmuseum zählt dagegen dar-



Gestalter Johannes Stieger im Krähenschwarm.

auf, dass die Objekte selber interessant genug sind – und damit die Eigenfantasie der Besucherinnen und Besucher in Gang setzen. «Wir erzählen keine Geschichten; auch deshalb, weil sich Geschichten im Museum relativ rasch abnutzen», sagt Johannes Stieger. Es gebe genug Eventisierung in dieser Welt, gerade auch im Leben von Kindern und Jugendlichen.

**Die zweite Überzeugung heisst:
Hightech soll sparsam eingesetzt sein.
Und wenn, dann richtig.**

Beispielhaft dafür sind die Fernrohre, durch die man, wie an richtigen Aussichtspunkten in der Landschaft, aufs Relief schauen kann und Videos zu Einzelthemen eingespielt bekommt – zum Trinkwasser etwa, zum Sämtiswetter oder zu den unterschiedlichen regionalen Lebensräumen. Die ausgetüftelte Technik, die es dafür braucht, bleibt aber eher die Ausnahme als die Regel. Oben im Raum der Ressourcen wird man dann allerdings in die Vollen gehen beziehungsweise in die Pedale steigen können. Und herausfinden, wieviel Trampelenergie es braucht, um zum Beispiel eine Bohrmaschine zum Laufen zu bringen. Der Bionikraum werde als eigentliches Arbeitslabor gestaltet, eine Einladung insbesondere an Schulklassen, der Natur über die Schulter zu schauen und ihr ihre Geheimnisse experimentell abzulutschen. A propos Luchs: Auch der fehlt natürlich nicht in der Konferenz der Tiere.

**Die dritte Überzeugung heisst:
Ehret das Handwerk.**

Was an Informationen zu den einzelnen Ausstellungsthemen vermittelt werden soll, findet man zum einen in Grossschrift an der Wand, zum andern auf simpel umklappbaren, soliden Schrifttafeln, die zu-

sammen mit den Ausstellungsgrafikerinnen vom Zürcher Büro Bivgrafik entwickelt wurden. Auch das Relief ist eine (unfassbar detailreiche) Handwerksarbeit; praktisch jedes Haus findet man als roten Punkt darauf. Von Hand aufgemalt wurde ebenfalls das Wandbild im Hauptsaal. Schlussendlich, sagt Johannes Stieger, lebt eine so umfassende Grossaufgabe wie der Bau und die Einrichtung eines neuen Museums von unzähligen grösseren und kleineren Handgriffen und Handwerkskünsten der beteiligten Fachleute. Das soll man als Besucherin und Besucher auch spüren. Und würdigen.

Die vierte Überzeugung lautet:
Ein Museum ist eine moralische Anstalt.

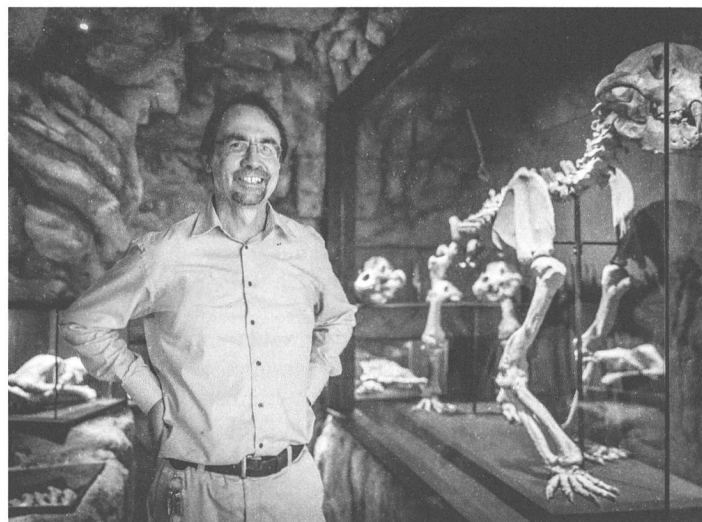
Im langgezogenen Saal «Leben im Wandel» spult sich die Erdgeschichte vom Urknall bis heute im Zeitraffer ab, mittendrin die Dinosaurier, ganz am Ende ein Autopneu, ein Presslufthammer und andere typische Dinge, pfiffig rot angemalt. Rot ist auch die Leuchtschrift, auf der die Zeit läuft und läuft und läuft. Ein Museum, sagt Johannes Stieger, ist wesentlich ein Ort des Bewahrens, der Stabilität und der Vermittlung von Wissen und Gewissheiten – aber es blendet auch die Gefährdungen und die Vergänglichkeit nicht aus. Das Museum als Wunderkammer: So waren einst die Sammlungen zusammengekommen, die Ausstellungswand unten im Foyer erinnert daran. Oben aber zeigt das Museum sein modernes Gesicht: als Ort des Lernens, der Reflexion, auch der Irritation und der Emanzipation.

Die fünfte Überzeugung lautet:
Ein Museum darf auch poetisch sein.

Über der Treppe im Foyer fliegt ein Schwarm Tauben auf. Im erdgeschichtlichen Saal sind es Krähen, die sich über den Köpfen fast unheimlich zusammenrotten. Grafische Wegweiser sind Schwalben. Und vor den Fenstern tschilpen die Spatzen. Die Vögel, uralte Orakeltiere, werden die Besucherinnen und Besucher begleiten und ihre Fantasie beflügeln. Berühren verboten – aber sich berühren lassen von der Intelligenz und der Poesie der Ausstellung: Das passiert in diesem neuen Museum vermutlich allen, den Kindern wie den Erwachsenen.

Museumsdirektor Toni Bürgin über Politik und Natur im St.Galler Naturmuseum, die Brückenfunktion seiner Institution, offene Räume und sein liebstes Objekt.

INTERVIEW: PETER SURBER



Toni Bürgin im Reich des Höhlenbären.

Saiten: Toni Bürgin, am Erscheinungstag des Novemberhefts von Saiten wird auf der Website naturmuseumsg.ch der Countdown lauten: «Noch 15 Tage bis zur Eröffnung des neuen Naturmuseums». Was ist für Sie der grösste Gewinn gegenüber dem alten Museum?

Toni Bürgin: Das kann man einfach sagen. Im Museum im Stadtpark befand sich die Dauerausstellung im Untergeschoss. Das war eine spezielle Atmosphäre, damals bei der Renovation war sie sicher zeitgemäss, aber im Vergleich mit anderen neueren Museen waren die Platzverhältnisse beengt, der grosse Dinosaurier war geradezu eingepfercht. Im neuen Haus, das man von Grund auf konzipieren konnte, haben wir jetzt helle, grosszügige Ausstellungsräume erhalten. Es ist ein Tageslichtmuseum, was einerseits eine Herausforderung für den Objektschutz ist, aber andererseits eine ganz andere Welt erleben lässt.

Man wollte damit die Natur hereinlassen und nicht ganz aussperren?

Die Erfahrung zeigt, dass man in einem nur mit Kunstlicht ausgestatteten Museum schneller ermüdet als bei Tageslicht. Die Zertifizierung als Minergieplus-Bau erforderte ebenfalls zumindest zum Teil natürliche Beleuchtung. Das Museum ist bei aller «Natürlichkeit» eine hochtechnisierte Anlage, mit Zwangsbelüftung, Wärmetauschern, Lichtsteuerung und so weiter.

Und: Die Natur bleibt eben doch im Haus eingesperrt.

Das ist in jedem Museum so. Der Aussenraum ist jedoch von Anfang an mitgedacht worden als Museumspark. Dessen

Realisierung hat sich verzögert, weil er die Decke des Autobahntunnels mit einbezieht. Nachdem die Vorschriften zur Tunnelsicherheit verschärft wurden, hat das Bundesamt für Strassen einen Stopp verfügt. Wir sind jetzt aber wieder auf gutem Weg, die Baueingabe soll bis Ende Jahr erfolgen. In diesem Museumspark sollen Themen aus dem Innern nach Aussen getragen werden, zum Beispiel Tier- und Menschenspuren. Vielfältig und spannend soll auch die Bepflanzung werden, ohne den Botanischen Garten konkurrenzieren zu wollen. Der Park soll ein schönes Naturerlebnis bieten.

Drinnen ist das Naturerlebnis zwangsläufig «übersetzt».

Absolut. Wir sind kein Zoo, in dem die Tierwelt lebendig einsperrt ist, sondern das Museum präsentiert Natur in konservierter Form. Das hat Vorteile, man muss nicht füttern und die Tiere laufen nicht davon. Letztlich muss man aber das Museum nicht nur unter dem Aspekt des Ausstellens sehen. Die drei zentralen Funktionen sind: erstens das Sammeln – wir sind das Archiv für die Naturgüter der Region. Zweitens geht es um das Erforschen – es kommen immer wieder neue Dinge zum Vorschein, wie jüngst die Versteinierung eines Hais. Es gibt vielleicht auch bei Säugetieren, etwa bei den Fledermäusen, noch Überraschungen, das weiss man nie. Die Forschung decken wir zum Teil in den Bereichen Zoologie, Mineralogie und Paläontologie selber ab, wir arbeiten aber auch mit Universitäten und anderen Fachleuten zusammen. Die dritte Säule schliesslich ist das Vermitteln in Ausstellungen, Führungen, Veranstaltungen aller Art. Das Museum soll Raum bieten für möglichst vielfältige Themen aus Natur, Naturwissenschaft und Naturschutz.

Das heisst auch: kritische Reflexion, etwa in Bezug auf die natürlichen Ressourcen?

Genau. Es gibt neu eine Abteilung zu Energien und Rohstoffen. Wir versuchen eine Plattform für Diskussionen zu sein, aber ohne missionarischen Ansatz. Der Zeigefinger funktioniert bekanntlich in den wenigsten Fällen, aber Themen in aller Breite aufzuspannen ist wichtig. Die Debatten um Energiewende oder Klimaerwärmung werden zunehmend intensiver – aktuelle Themen, die im alten Museum gefehlt haben. In Sonderausstellungen kann man sie vertiefen; so zeigen wir im nächsten Frühling in Zusammenarbeit mit Helvetas die Ausstellung *Wir essen die Welt*. Da geht es ganz konkret um die globalen Zusammenhänge unserer Ernährung.

Nicht «missionarisch» sein zu wollen: Bedeutet das politische Zurückhaltung? Oder sagen Sie: Wir sind das Naturmuseum, wir sind die Experten, wir beziehen Stellung?

Wir machen durchaus Setzungen. So gibt es im Ausstellungsraum «Leben im Wandel» eine Leuchtanzeige, die rund 120 im Verlauf der letzten zwei, drei Jahrhunderte ausgerottete Tierarten auflistet. Um zu zeigen, dass es in Bezug auf gewisse Entwicklungen schon fünf vor oder zwei vor zwölf ist. Allerdings gibt es in den aktuellen Umweltdiskussionen, Beispiel Wind- oder Solarenergie, unzählige und teils völlig konträre Expertenmeinungen. Am Schluss blickt man kaum noch durch. Aber wir wollen dennoch zeigen, dass man etwas tun kann. Stichwort Fleischkonsum: Das wird im Museum thematisiert, Sie finden eine Reihe «goldener Regeln» für einen nachhaltigen Umgang mit der Natur. Wichtig ist uns, dass die Leute Zusammenhänge verstehen. Und sich bewusst sind, dass die Wissenschaft nicht unfehlbar ist, es gibt auch Holzwege oder Nebeneffekte, die sich kaum voraussagen lassen.

In solchen kontroversen Themen hat ein Naturmuseum eine exponierte Stellung – empfinden Sie das so?

Es ist die Rolle eines modernen Naturmuseums, dass es gesellschaftlich relevante Fragen aufnimmt. Und auch will. Ganz neu ist das nicht; als ich vor 20 Jahren hier kaum angefangen hatte, gab es eine Sonderausstellung über Gentechnik. Solche Themen müssen Platz haben, aber nicht im Sinn einer einseitigen Betrachtung, sondern einer möglichst neutralen Darstellung, die auch Widerspruch zulässt.

Gibt es Reaktionen aus der Politik? Negative Stimmen oder auch Forderungen, bestimmte Themen aufzugreifen?

Wir werden es sehen. «Lernen von der Natur» und «Energien und Rohstoffe», das sind neue Ausstellungsteile. Ich bin überzeugt, dass gewisse Aussagen gewisse Leute vor den Kopf stossen werden. Gerade im Bereich erneuerbare Energien ist die Debatte hitzig. Wir wollen Plattform für solche Diskussionen sein, auch mit Vorträgen und Gesprächen. So ist anfangs Jahr ein Vortrag über die neue, umstrittene Gentechnik Crispr/Cas 9 geplant. Politisch instrumentalisiert werden, versuche ich nach Möglichkeit auszuschliessen. Aber wir sind kein Neutrum, wir beziehen Position und wir versuchen, die Fakten so gut wie möglich abzustützen. Dieser Ausstellungsteil ist deshalb auch eine semipermanente Installation. Vielleicht gibt es in einigen Jahren einen Durchbruch bei der Kernfusion. Darauf können wir reagieren.

Die Räume sind auch im wörtlichen Sinn offen.

Die Qualität der Räume ist hoch. Heute hat eine sogenannte Dauerausstellung eine Lebensdauer von vielleicht zehn, fünfzehn Jahren. Das schnelllebigste Element sind die Sonderausstellungen im grossen Saal. Ein toller Saal, über 300 Quadratmeter gegenüber bisher etwa 200. Wir eröffnen mit einer Bilderausstellung von Ernst Schär über die alten Sammlungsräume. Im März folgt die jährliche Eierausstellung in einer neuen Form, danach im Mai die Schau *Wir essen die Welt*. Geplant haben wir bis 2019. Das ist aber auch notwendig. Und in manchem betreten wir Neuland, zum Beispiel mit dem Museumscafé, da wären vielleicht Anlässe möglich, wir müssen uns herantasten. Führungen, Vorträge, das wird beibehalten und ausgebaut, auch dank einer personellen Aufstockung. Wir müssen Erfahrungen sammeln. 2017 wird auch ein Jahr der Reflexion sein: Was funktioniert, was nicht?

Was ist Ihr liebstes Objekt?

Schwierig. Das schwankt. Ich habe eine Riesenfreude an dem Haifossil, das ist für den Durchschnittsbesucher nicht so spektakulär, aber wissenschaftlich aufregend, wenn man weiss, dass anhand dieses Fossils eine neue Art beschrieben wird, die man bis dahin nicht kannte. Ein solcher Holotypus, das sind die wertvollsten Objekte in einer Sammlung. Die St.Galler Sammlung hat ganz wenige: einen Holotypen bei den Schnecken und bei den Orchideen. Rein monetär am wertvollsten ist der grosse Entenschnabel-Dinosaurier, das ist wie der Monet im Kunstmuseum. Aber man findet auch unspektakulär wertvolle Dinge wie die Goldschrecke, einen kleinen Grashüpfer, den es nur auf den Churfürsten gibt, oder eine Höhlenheuschrecke, die nur in der Festungsanlage Magletsch vorkommt. Für andere sind die Bären am wichtigsten oder die jungen Wölfe.

Der Höhlenbär und sein Entdecker Arnold Bächler: Das ist für viele St.Gallerinnen und St.Galler eine Kindheitserinnerung.

Der Höhlenbär vom Wildkirchli, der über viele Jahre im Kirchhoferhaus kaum zugänglich war, ist ein weiteres Highlight. Und dann ist da natürlich noch das grosse Landschaftsrelief, ein einzigartiges und tolles Schaustück. Was auch wichtig ist: Wir schliessen die Natur im Museum ein, aber sie soll auch Brücken bilden in die Natur hinaus. Wir stellen den Naturreichtum dar, doch damit ist der Appell an die Besucher verbunden, diese Schätze in der Landschaft draussen zu suchen und zu merken, was fehlt, wo Veränderungen stattfinden. Diese Brückenfunktion ist ganz wichtig. Ebenso die Brücke zum Botanischen Garten, der bei der Standortwahl den Ausschlag gegeben hat.

Ihr Werbespruch fürs neue Museum?

Kommt und schaut euch das neue grosszügige Haus an mit seinen hellen Räumen, mit den vielfältigen Ausstellungsthemen, macht mit uns Reisen vom Beginn der Welt bis in die Gegenwart, Reisen ins Reich des Bären oder vom Bodensee bis auf den Ringelspitz. All das kann man hier erleben und noch viel mehr.



Blick aus dem Museum in die Natur.

Es begann mit einem Nilkrokodil. St.Gallen erhält ein neues Museum – fast 100 Jahre nach dem letzten.

TEXT: PETER MÜLLER

Die stadt-st.gallische Museumsgeschichte ist als Ganzes noch nie wirklich erzählt worden. Es gibt Veröffentlichungen zu den einzelnen Museen und einige sehr summarische Überblicke – mehr nicht. Schnell zeigt sich: Diese Geschichte ist lang und verwickelt, spannend und abenteuerlich. Hinter den Kulissen mag es aus heutiger Sicht nicht immer sehr wissenschaftlich und professionell zugegangen sein, Enormes geleistet haben die Beteiligten trotzdem. Die Ausstellungssäle wirken auf alten Fotos teilweise grotesk überfüllt, erinnern an weihvoll inszenierte Trophäen-Sammlungen, an Schatzkammern oder Zeughäuser. Und die Themen lassen einen oft ratlos. Was interessiert heute ein vaterländischer Waffensaal? Oder ganze Vitrinen voller Mineralien? Aber eben: Ein Museum erzählt nicht nur von seinen Objekten, sondern auch viel von seiner eigenen Zeit.

Vereine als Sammler

Am Anfang standen in St.Gallen die Kuriositäten-Sammlungen in der Stadtbibliothek (ab frühem 17. Jahrhundert) und in der Stiftsbibliothek (ab frühem 18. Jahrhundert). Das Meiste dieser Raritäten aus Natur, Kunst, Geschichte und Völkerkunde ist heute verloren. Die beiden prominentesten noch erhaltenen Objekte stammen aus Ägypten. Das Nilkrokodil gelangte 1623 in die Stadtbibliothek (und prangt jetzt ab November im neuen Naturmuseum), die Mumie Schepense 1820 in die Stiftsbibliothek.

Im 19. Jahrhundert übernahmen vier private Vereine die Sammeltätigkeit: die St.Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft (gegründet 1819), der Kunstverein (gegründet 1827), der Historische Verein des Kantons St.Gallen (gegründet 1859) und die Ostschweizerische Geographisch-Kommerzielle Gesellschaft (gegründet 1878). Soziologisch gehörten sie zum gehobenen Bürgertum, sie waren gut vernetzt und konnten dadurch ihre Sammlungen laufend vergrössern – dank Schenkungen, aber auch Geldspenden und Ankäufen. Im Hintergrund wirkte derweil die Ortsbürgergemeinde St.Gallen. Sie engagierte sich vor allem für die geeigneten Räumlichkeiten. Die Sammlungen mussten gelegentlich umziehen, meist wegen Platzmangel oder ungünstigen Raumbedingungen (Feuchtigkeit, Ungeziefer). Den Vereinen drohten ihre Sammlungen immer wieder über den Kopf zu wachsen – mengenmässig, aber auch museologisch-wissenschaftlich. Nicht selten wussten sie auch gar nicht recht, welche Schätze da in ihrem Netz gelandet waren. Das fand man zum Teil erst Jahre, wenn nicht Jahrzehnte später heraus. Die grösste Irrfahrt erlebte übrigens die naturwissenschaftliche Sammlung. Im 19. Jahrhundert wechselte sie gleich siebenmal die Adresse.

1856 erhielten die Sammlungsbereiche Natur, Kunst und Geschichte erstmals ein gemeinsames Dach. Sie wurden im Westflügel der neu eröffneten Kantonsschule am Burggraben untergebracht, zusammen mit der Stadtbibliothek. Besitzerin des Gebäudeteils war – bis 1910 – die Ortsbürgergemeinde St.Gallen. Schon bald meldeten sich aber auch hier Platzprobleme. Und so kam es zu einem bemerkenswerten Gemeinschaftsprojekt. Auf Initiative der Ortsbürgergemeinde, des Kunstvereins, des Historischen Vereins, der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft und des Kaufmänni-

Naturmuseum St.Gallen
Eröffnung: 12. und 13. November, 10 bis 17 Uhr
naturmuseumsg.ch

schen Direktoriums – die heutige Industrie- und Handelskammer – wurde 1863 ein Museumskonzept entwickelt. Seine Realisierung zog sich einige Jahre hin, 1875 bis 1877 wurde das Gebäude aber erstellt – das heutige Kunstmuseum, der Kunklerbau. Finanziell engagierten sich Stadt, Kanton, Kaufmännisches Direktorium und Ortsbürgergemeinde. Dazu kamen viele Private, vor allem aus der Stadt. Sie übernahmen mehr als die Hälfte der Kosten. Als Standort wählte man den Stadtpark, der 1870 in öffentlichen Besitz übergegangen war. Die Lage am Rand des erholsamen Parks bewährte sich. In den folgenden Jahrzehnten sollten hier noch weitere Kulturbauten entstehen: die Tonhalle (1909), das Historische und Völkerkundemuseum (1921) und das neue Stadttheater (1968).

Hockmumie und Kathedralen-Türme

Die Freude über das neue Museum dauerte allerdings nicht allzu lange. Schon 1878 klinkte sich das Kaufmännische Direktorium wieder aus. Zusammen mit dem Gewerbeverein beschloss es die Gründung eines Industrie- und Gewerbemuseums, das 1886 eröffnet wurde: das heutige Textilmuseum. Das Naturmuseum benötigte bald zusätzliche Räumlichkeiten und erhielt sie 1911 im Kirchhoferhaus auf der anderen Strassenseite. Herzstück dieses «Naturhistorischen Heimatmuseums» war ein Zimmer mit Funden aus dem Wildkirchli: altsteinzeitlichen Werkzeugen und dem Skelett eines Höhlenbären – auch sie finden jetzt im Neubau endlich ihren gebührenden Platz. Und schon 1889 verkaufte der Historische Verein seine kleine völkerkundliche Sammlung der Geographisch-Kommerziellen Gesellschaft. Diese hatte selber mit dem Sammeln angefangen und 1880 ein kleines völkerkundliches Museum eröffnet, im bereits erwähnten Westflügel der Kantonsschule.

1890 zog man an die Gallusstrasse, ins Stadthaus der Ortsbürger, wo man sich im obersten Stock einrichtete, mit dem heutigen Festsaal als zentralem Ausstellungssaal. Hier konnten die Besucher bis Ende 1916 Gegenstände aus aller Welt besichtigen: von afrikanischen Tanzmasken bis zu australischen Bumerangs, sogar eine Hockmumie aus Peru. Und wenn sie dann aus dem Fenster schauten, sahen sie die spätbarocke Kathedrale – ein merkwürdiger Kontrast. Für die Museumsverantwortlichen stellten sich bald wieder die üblichen Platzprobleme ein. Kunststück, wenn man Kulturen aus aller Welt dokumentieren will. Im Jahresbericht 1903 gibt es dazu eine wunderbare Passage: «Wir haben die verschiedenen Kollektionen nach den fünf Erdteilen eingeteilt, wovon jeder durch verschiedene Farben der Etiketten und nach Buchstaben bezeichnet ist. Bis jetzt hat Konservator Vonwiller Australien und Afrika reorganisiert.»

Im Museum von 1877 selbst wurden die Verhältnisse trotz dieser Abgänge immer prekärer. Und so beschlossen die Ortsbürger an ihrer Bürgerversammlung vom 13. November 1898, einen «Baufonds für die städtischen Sammlungen» anzulegen. Mit Sicherheit hatten sie dabei auch das Schweizerische Landesmuseum im Auge, das wenige Monate vorher in Zürich eröffnet worden war: Die bedeutende und reiche Textilstadt St.Gallen sollte museums-mässig vorne mit dabei sein. Das Geldsammeln und die Planungsarbeiten zogen sich über 17 Jahre hin. 1915 bis 1921 wurde das Museum dann gebaut: das heutige Historische und Völkerkundemuseum. Es war der letzte Grossbau der Ortsbürgergemeinde St.Gallen, mitfinanziert vom Kanton, dem Kaufmännischen Direktorium und Privaten; die Stadt hatte den Baugrund zur Verfügung gestellt. Über das neue Museum war man sichtlich stolz. Es diene der Belehrung und Unterhaltung breiter Kreise und sei eine Zierde der Stadt.

Aus heutiger Sicht ist da einiges zu ergänzen. Die Sammlungen dienten auch dem Standortmarketing und der Selbstdefinition der Stadt als weltoffen und weltläufig. Zudem konnte man mit ihnen am gewaltigen Wissenszuwachs teilhaben, der sich durchs

ganze 19. Jahrhundert zog – von der Geschichte über die Völkerkunde bis zur Geografie. Man holte sich das aktuelle Wissen gleichsam symbolisch in die eigene Stadt. Damit konnte man die Welt, die immer grösser und vielschichtiger wurde, ordnen – immer mit dem Risiko, in einen Ordnungswahn zu verfallen. Vor allem bei der historischen Sammlung war aber auch ein Gegenmoment wichtig. Das 19. Jahrhundert war eine Zeit drastischer Veränderungen und Umwälzungen – technisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich, gesellschaftlich. Da suchte man Halt, ja Identität in der Vergangenheit und wollte wertvolle, verschwindende Kulturgüter retten – oder das, was man dafür hielt.

Fehlende Ressourcen und die Folgen

Mit dem neuen Museum von 1921 war die St.Galler Museumslandschaft für lange Zeit gebaut – nicht zuletzt wegen dem Zusammenbruch der Stickereiblüte. Eindrücklich zeigt sich das beim Völkerkundemuseum und dem Naturmuseum. Aufgrund beschränkter Ressourcen – Personal, Geld, Wissen – konnten wichtige Aufgaben nicht befriedigend bewältigt werden. Dazu gehörten insbesondere die wissenschaftliche Inventarisierung und Erschliessung der Sammlungen und die Konservierung und Restaurierung. Aus denselben Gründen gab es auch keine systematische Sammlungspolitik. Die Neuzugänge erfolgten vielfach zufällig, abhängig von Schenkungen und günstigen Gelegenheiten. Gelegentlich wurde sogar über die Schliessung der beiden Abteilungen diskutiert. Vor allem aber: Die Ortsgemeinde kam mit ihrem Museums-Engagement allmählich an ihre Grenzen. Seit 1921 war sie faktisch für den Unterhalt und den Betrieb beider Museen verantwortlich: Natur und Kunst, Geschichte und Völkerkunde. Staatliche Zuschüsse und private Sponsoren unterstützten sie dabei nur bedingt.

Zu einem besonderen Problem wurde das Museumsgebäude von 1877. Es zeigte schon früh bauliche Mängel, erforderte immer wieder Reparaturen und Renovationen. 1971 schloss man das Gebäude aus Sicherheitsgründen, die Sammlungsbestände wurden sukzessive ausgelagert. 1974 drohte sogar der Abbruch, der dann aber abgewendet wurde. Stattdessen wurde das Museum 1983-1987 restauriert und erweitert. Und schon auf 1. Januar 1979 kam es zu einer grundlegenden Neuregelung der Zuständigkeiten durch die Gründung der Stiftung St.Galler Museen. Die Stadtbibliothek wurde zur Kantonsbibliothek. Die Museumsgebäude gingen an die Stadt. Die Sammlungen wurden an die neue Stiftung übertragen, ebenfalls die Finanzierung des Betriebs. Seit 1. Januar 2012 ist auch diese Stiftung wieder Geschichte, jedes der Museen hat seine eigene Stiftungs-Trägerschaft.

Parallel zu den institutionellen Umbrüchen fanden seit den 1970er-Jahren inhaltlich zum Teil epochale Veränderungen statt, die einen ausführlicheren Beitrag nötig machen würden – nach einer Phase, die manche Zeitzeugen als «verstaubt und verschlafen» in Erinnerung haben.

Peter Müller ist am Historischen und Völkerkundemuseum St.Gallen für Provenienzforschung und Öffentlichkeitsarbeit zuständig.

Lachen, Lust und List

40 Jahre Punk wird auch in St.Gallen gefeiert – mit einem Konzert in der Grabenhalle und einer Ausstellung mit Afterparty in der Torpedo-Bar.

TEXT: PIUS FREY



Grabenhalle, Achtzigerjahre. Bild: Archiv Grabenhalle

Fast von Beginn an war die Ostschweiz, die ganze Bodenseeregion dabei: Punk schlug ein. Punk wirkte auch hier. An diversen Orten, wie dem Zabi, dem Moscht-Club, in leerstehenden Häusern oder irgendwo privat ging Punk ab. Nicht nur auf Platte und auf Papier. Etliche Punkformationen entstanden. Fanzines schossen aus dem Boden. Es wurde wild geübt, und der neue, ungeschliffene Sound wurde unters Volk gebracht.

Die dann wirkende 80er-Bewegung («Bewegig») hatte viele Berührungspunkte zu Punk. Es ging um Kreativität, um den Mut, selber was zu machen, um Kampf für Freiräume, eigene Mode, mehr Frauen an den Musikinstrumenten und mit ihren Stimmen. Unzählige freche Bands mischten die Szene auf.

Mittendrin: die Grabenhalle

Dazu wurde schon einiges geschrieben und erzählt. Das Buch *Hot Love – Swiss Punk & Wave 1976–1980* von Lurker Grand, erschienen zum 30-jährigen Punk-Jubiläum, gibt einen guten Blick auf und in die Szene.

Für Punk-Musik war die Grabenhalle von Anfang an ein wichtiger Ort. In- und ausländische Bands traten auf. Die Szene traf sich, und manchmal gab es regelrechte Saalschlachten. Denn auch Punk-Feinde fanden sich ein. Rechtsgedrehte Skins wie auch aufgedrehte Landburschen und -mädels sorgten für einigen Ärger.

Doch jetzt feiern wir 40 Jahre Punk. Einige Bücher zum Thema sind herausgekommen. Romane, Lebensberichte, Bildbände, Einträge in die Punk-Geschichte. Artikel von doof bis erleuchtend füllten und füllen die Spalten. Interviews und Analysen kommen dazu. Und verschiedene Ausstellungen.

Im Jubiläumsjahr von Punk starb Marlene Marder. Eine Frau, die Punk radikal lebte. Marder war Gitarristin bei den legendären, über die Landesgrenzen bekannten Kleenex, Liliput und anderen Bands. Sie war einer Szene verbunden, bei der vom Punk her einiges entstand, neue künstlerische Ausdrücke und Formen. Denken wir nur an Fischli/Weiss oder Marders Musikkollegin, die Künstlerin Klaudia Schifferle. Und die Geschichte geht weiter. Bei



Toxic Reasons+The Insane, Grabenhalle St.Gallen, 1983. Bild: Chrigel Braun

Punk geht es nicht einfach nur um Musik. Es geht auch um menschliches Leben, um Schalk, ums Lachen, um Lust und List.

Es soll wieder mal krachen

Nebst all dem gehört natürlich ein ordentliches Punk-Fest in der Grabenhalle dazu. Der unermüdliche Lurker, Aktivist, Fanzine-Macher, Buchautor, Ausstellungsmensch und Vinyl-«Nachpresser» hat einiges auf die Beine gestellt. So wird 40 Jahre Punk auch in anderen Städten gebührend abgefeiert. Mit verschiedenen Bands, aber auch mit Fotoausstellungen. Headliner jedes Abends sind The Lurkers aus England. Sie sind wahre Veteranen und seit 40 Jahren dabei. Sie spielen melodischen Punkrock mit sozialkritischen und spassigen Texten oder Geschichten aus ihrem Alltag. Vorwärts aus Basel sind auch an allen vier Abenden gesetzt. In Biel treten noch die Animal Boys auf, eine Ramones-Coverband, in Zug die Deliahs'77 und in St.Gallen die geliebten Tüchel.

Es soll wieder mal richtig krachen.

40 Years of Punk

- 16. November, Hirscheneck Basel
- 17. November, Eldorado Biel
- 18. November, Grabenhalle St.Gallen
- 19. November, Galvanik Zug

Programm in St.Gallen:

Vorwärts, Tüchel und The Lurkers, 21 Uhr

Torpedo Bar (neben der Comedia), ab 18 Uhr: Ramones Foto-Ausstellung in Anwesenheit von George DuBose und aller Bandmitglieder. Afterparty bis 3 Uhr: DJ Lurker legt Swisspunk auf, DJ Mani legt Punkklassiker auf

swisspunk.ch

grabenhalle.ch

Bartleby, Barnebooth, Bartlebooth

Die Kellerbühne St.Gallen bringt als Eigenproduktion im November Melvilles Roman *Bartleby der Schreiber* auf die Bühne. Ein Solo für Matthias Peter und für alle Bartlebys dieser effizienzgetriebenen Welt.

TEXT: PETER SURBER



Herman Melville. Bild: pd

«I would prefer not to.» Es ist einer der grossen Sätze der Weltliteratur, der Verweigerer-Satz schlechthin. «Ich möchte lieber nicht» ist der Standardsatz von Bartleby dem Schreiber. Herman Melville, der Autor des *Moby Dick*, hat dem Kopisten Bartleby im gleichnamigen Roman 1853 ein Denkmal gesetzt.

Lange her, aber seither spukt Bartleby durch die Kanzleien und Köpfe dieser Welt. Und ab November hallt der Satz wider im Gewölbe der Kellerbühne St.Gallen, wo Matthias Peter und der Flötist Daniel Pfister als Regisseur den alten Text zu neuem Leben erwecken. Der Satz «Ich möchte lieber nicht» sei zum Beispiel beim diesen Sommer verstorbenen Romanautor Markus Werner auf einem Täfelchen neben dem Telefon an der Wand gestanden, erzählt Daniel Pfister. Der Satz, ergänzt Matthias Peter, habe auch in der Occupy-Bewegung Resonanz gefunden, die den Autor Melville und seine Figur kapitalismuskritisch eingemeindet hat. Vor zwei Jahren spielte das Schauspielhaus Zürich eine *Bartleby*-Adaption, an deutschen Theatern steht der Stoff ebenfalls vielfach auf den Spielplänen.

Prototyp der Verweigerer

Ein Kanzlistenstuhl, ein altmodischer Rollschrank, eine spanische Wand: Die Requisiten sind karg, so karg wie Bartlebys Existenz. Matthias Peter spielt den Ich-Erzähler, den Anwalt, der Bartleby eine Zeitlang beschäftigt hat und ihn jetzt nicht mehr loswird. Den «unbeweglichen Gesellen» selber, diese «auf die Nerven gehende Bekanntschaft», den Mann, der mit freundlicher Bestimmtheit alles ablehnt, was man ihm an Tätigkeiten vorschlägt oder aufdrängt: Diesen Bartleby sieht man im Stück nie. Was man sieht, wechselnd verkörpert von Matthias Peter, sind die Figuren um ihn herum. Und ist die schleichende Irritation und Aggression, die Bartlebys

Verweigererhaltung in seinem Umfeld, der New Yorker Wallstreet, auslöst. Ein subversives Zerstörungswerk, das konsequent mit Bartlebys Tod endet.

Warum die heutige Bartleby-Renaissance? Woher all seine bürolistischen und existentialistischen Geistesverwandten? Viele sähen im Roman «ein frühes literarisches Aufbegehren gegen das beschleunigte und entmenschlichte System des Kapitalismus», sagt Matthias Peter. Erstmals komme hier die trostlose Welt des Angestelltendaseins aufs Tapet, lange vor Kafka. Bartleby gilt zudem als Prototyp des arbeitsteilig spezialisierten Menschen.

Von solchen politisch aufgeladenen Interpretationen des Romans hält Regisseur und Musiker Daniel Pfister weniger. Was ihn fasziniert, ist eine Figur, die einen nicht mehr loslasse, die sich ohne eindeutige Botschaft, aber umso dringlicher im Kopf des Lesers und Zuschauers festsetze. Und ihn mit sich selber konfrontiert. «Bartleby wirft uns auf uns zurück», sagt auch Matthias Peter; «auf die Frage, wo wir uns verorten, wozu wir in der Gesellschaft Ja sagen und wo wir nicht mehr bereit sind, mitzutragen».

Gewünscht: Erzählkonzentration

Die Inszenierung versteht sich als «Erzähltheater». Eine Stunde Text, solo auf der Bühne, in mehrere Rollen schlüpfend: Das fordert vom Schauspieler alles ab. Gemeinsam mit Regisseur Daniel Pfister sei es zu Beginn der Probenarbeit vor allem darum gegangen, die Figur herauszuarbeiten und die wechselnden Erzählhaltungen zu präzisieren. Pfisters genauer Blick und sein musikergeschultes Ohr für die Klanglichkeit von Melvilles Sprache sei dabei eine entscheidende Hilfe gewesen. Das Ziel, auf der Bühne wie im Publikum, nennt Matthias Peter mit einem schönen Wort: Erzählkonzentration.

Die Produktion setzt die Reihe von literarisch-szenischen Eigenproduktionen fort, die der Kellerbühnen-Leiter in den letzten Jahren auf die Bühne gebracht hat; darunter ebenfalls mit Daniel Pfister *Jakob Senn*, *Der Mann im Turm* oder *Die Sirene*. Zuletzt zu sehen waren *Der Andere* von Florian Zeller 2016 sowie im Jahr zuvor, mit Wiederaufnahme neulich, *Kulissenklatsch*, eine Adaption des St.Galler Theater-Schlüsselromans *Die Brokatstadt*. Für diesen stadtgeschichtlichen Stoff hätte sich Matthias Peter etwas mehr Neugier des Kulturpublikums erhofft; viele Stühle blieben leer.

Mit Bartleby lässt sich jetzt die Lust auf Neues gleich dreifach befriedigen: Neben der Hauptproduktion kommen zwei Texte als «Erzählprogramm mit Musik» auf die Bühne, die die Bartleby-Figur weiterspinnen: Der französische Autor Valéry Larbaud hat mit A. O. Barnabooth und dessen *Tagebuch eines Milliardärs* die Figur des «armen Reichen» ironisch auf die Spitze getrieben – eine Existenz, von der er selber als Erbe des Entdeckers der Vichy-Quelle genaue Kenntnis hatte. Und sein Landsmann Georges Perec führt in *Das Leben – Gebrauchsanweisung* die Figuren Bartleby und Barnabooth puzzleartig zu Bartlebooth zusammen. Diese beiden Texte, provokativ und humoristisch, sind jeweils als Begleitprogramm zum Haupt-Bartleby sonntags zu hören, begleitet vom Pianisten Urs Gühr und vom Flötisten Daniel Pfister.

Bartleby, der Schreiber:

2. November, 20 Uhr (Premiere), weitere Vorstellungen im November und im Februar

Barnabooth, der Milliardär:

13. November, 11 Uhr, weitere Vorstellungen im Februar

Bartlebooth's Lebensplan:

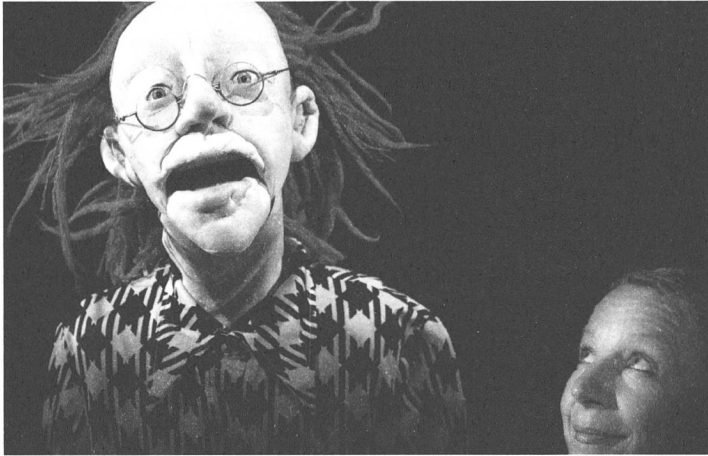
20. November, 11 Uhr, weitere Vorstellungen im Februar

kellerbuehne.ch

Gertrud, Elvis, Paul und Paula

Das St.Galler Figurentheater startet mit grosser Klappe in die Spielzeit 2016/2017 – für Kinder und Erwachsene.

TEXT: SERAINA MANSER



Gertrud trifft auf, samt Frauke Jacobi. Bild: Stephan Zbinden

Gertrud Müller hat einen speziellen Humor: «Sie haut ziemlich um sich. Wenn es dich nicht trifft, ist es lustig. Aber mich macht sie immer fertig», sagt Frauke Jacobi, die Leiterin des St.Galler Figurentheaters, über Gertrud Müller, ohne eine Miene zu verziehen.

Gertrud, eine menschengrosse Klappmaulpuppe mit wildem orangenen Haar, geführt von Frauke Jacobi selbst, ist das Maskottchen des Figurentheaters St.Gallen. Wobei Gertrud, die zur intellektuellen Kunstszene gehört (oder das zumindest glaubt), es schrecklich findet, ein Maskottchen zu sein. In ihrem ersten Soloprogramm *Gertrud tritt auf und Frau Jacobi muss mit* versucht Gertrud deshalb auch eigenständiger zu werden. Doch das klappt nicht: «Ich bin dabei und das ist auch ihr Problem», sagt Jacobi. Im zweiten Teil des Abends spielt Gertrud Romeo und Julia mit Gegenständen. Romeo ist ein Feuerzeug. Julia eine Kerze, die von Romeo alias Feuerzeug entzündet wird. Das sei das Schöne im Figurentheater, dass man so leicht Bedeutungen übertragen kann – leichter als im Schauspiel.

Figurentheater kann mörderisch sein

Bei Figurentheater denken die meisten sofort an Kasperltheater für Kinder. Das sei so nun mal in den Köpfen verankert, sagt Jacobi. Eine flache Guckkastenbühne mit Handpuppen, die Spieler dahinter versteckt, ein schlauer Kasperli überlistet den bösen Teufel: So kennt man Kasperltheater. Dass Theater mit Puppen auch anders funktioniert und zudem sehr gut für Erwachsene, beweist das Figurentheater auch diese Saison.

Frauke Jacobi (Künstlerische Leitung) und Stephan Zbinden (Kaufmännische und Technische Leitung) brachten Gertrud Müller mit, als sie 2014 die Leitung des Figurentheaters als Nachfolger des verstorbenen Tobias Rysler übernahmen. In der Zwischenzeit hat sich die aufmüpfige Dame eine grosse Fangemeinde «erplappert». In diesem Jahr ist sie gleich in drei verschiedenen Produktionen zu sehen: Nach dem Auftakt mit dem Soloprogramm empfängt Ger-

trud Müller zusammen mit Horst Hablützel (gespielt von Lukas Bollhalder) im Februar Slampoeten. Dabei ist das Spiel zwischen Gertrud und Horst schon ein Spass für sich: Die intellektuelle Gertrud nützt jede Gelegenheit, den prölligen Horst blosszustellen. Im April dann schmeisst Gertrud ein Fest: *Gertrud will feiern*. Zum Bühnenfest lädt sie berühmte Persönlichkeiten ein, die allerdings lange auf sich warten lassen. Die Schauspielerin und Regisseurin Andrea Schulthess und Puppenspielerin Kathrin Bosshard feiern mit.

Figurentheater ist sehr bildhaftes Theater. Man könne leichter andere Welten erschaffen als im Schauspiel. «Zudem ist auch der Unterschied von gross und klein einfacher darzustellen als im klassischen Theater», sagt Jacobi. Ein Beispiel: Bei der ersten Kinder-Premiere der Saison, *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer*, ist die Figur des Pingpong winzig wie eine Erbse und Lukas und Jim sind im Vergleich dazu immer noch viel grösser.

«Figuren können auch brutal sterben und barbarisch sein», sagt Jacobi. Bei *Gertrud wird kriminell* im vergangenen März wurde im Schattentheater gemordet. Was hinter der Leinwand ganz harmlos aussieht, wirkt davor bedrohlich. Angst sollen die Stücke für Kinder zwar nicht machen, aber Jacobi sieht grundsätzlich keinen Unterschied beim Inszenieren für Kinder oder für Erwachsene. Je nach Thema überlegt sie sich allerdings, was sie für Kinder vereinfachen muss. Auch die Machart der Figuren unterscheidet sich kaum. Der kleine Drache Nepomuk (hergestellt von Johannes Eisele) in *Jim Knopf* ist süss und niedlich, könne aber auch problemlos in einem Erwachsenentheater auftreten und einen philosophischen Text sprechen.

Ein Star – und ein Stück über Stars

Dieses Jahr sind im Abendprogramm drei Gastspiele zu sehen: Am 10. und 11. November steht Puppenspiel-Legende Neville Tranter aus den Niederlanden mit *The King* auf der Bühne. «Ein Meister in der Trennung zwischen Puppen und Mensch», sagt Jacobi. Er steht neben ihnen, ist eine eigenständige Person, wie auch die Puppen. Seine Kunst in Worte zu fassen sei schwierig, man müsse es gesehen haben. Die Geschichte dreht sich um Elvis Presley, es könnte aber auch Michael Jackson sein – jedenfalls geht es um den Aufstieg und Fall eines Superstars. Das zweite Gastspiel am 19. und 20. Januar ist von Dakar Produktion: *Hin ist Hin* frei nach Ödön von Horváth's Roman *Der ewige Spiesser*. Das dritte Gastspiel im März 2017 ist eine One-Woman-Show von Rike Schuberty namens *Paul und Paula – eine Legende*. Rike Schuberty benutzt Fotos und eine kleine Figur, und sie singt die alten Hits aus dem gleichnamigen DDR-Film.

Das ist das Schöne am Figurentheater: «Du kannst alleine eine ganze Welt auf die Bühne bringen. Du musst dich dazu nicht verkleiden, mit einfachen Mitteln kannst du eine Geschichte erzählen. Bist so auch ein bisschen Gott auf der Bühne», sagt Jacobi. Am Ende des Gesprächs gehen wir zu Gertrud ins Nebenzimmer: «Sie sehen heute aber schlecht aus, Frau Jacobi», sagt sie. Ja ... charmant ist das Maskottchen wahrlich nicht.

Figurentheater St.Gallen:

Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer:
bis 16. November, weitere Vorstellungen ab 14. April

The King: 10. und 11. November

Das Gold des Hasen: 19, 20. und 23. November

Gertrud tritt auf und Frau Jacobi muss mit: 8. und 9. Dezember

Hin ist Hin: 19. und 20. Januar

figurentheater-sg.ch

Das Appenzellerland im Kopf

Wer in der Anthologie *Ich wäre überall und nirgends* liest, hat die Klischees von Bläss bis Milchwirtschaft rasch vergessen: Literarische Texte aus beiden Appenzell von 1900 bis heute eröffnen Welten.

TEXT: WOLFGANG STEIGER

Lokalchauvinisten regt euch auf! Ruth Schweikert beschrieb einmal im Heft *Obacht Kultur* ihre Beziehung zum Appenzellerland. Sie benutzte dabei die unmögliche Formulierung «ins Appenzell». In der kleinen Geschichte ging es um die jährliche Fastenkur ihrer Mutter im Appenzellerland, wie sie als Kind glaubte, die aber in Wirklichkeit im Thurgau stattfand, wie sie später merken musste. Jetzt ist der Text von Ruth Schweikert aus dem Jahr 2008 in der Appenzeller Anthologie neu abgedruckt worden.

Richtiges Appenzell oder irgendein anderes Land, fremd oder einheimisch ist hier nicht das Kriterium. Ein Quantum Unbestimmtheit überlagert die Textsammlung von 1900 bis heute, was schon der Titel *Ich wäre überall und nirgends* des ziegelsteinschweren Bandes zur literarischen Appenzeller Landschaft zeigt. Das Titelmotto ist dem Debut-Roman *Notstrom* von Peter Morger entnommen.

Ein Highlight jagt das andere

An die 200 Autorinnen und Autoren kommen in der Anthologie zu Wort. Sie erzählen Geschichten oder dichten, hinterlassen Notizzettel, recyceln oder imaginieren Literatur und gestalten Schriftbilder. Da jagt ein Highlight das andere. Die sachverständige Herausgeber-Gruppe stöberte in jahrelanger Arbeit Texte in den entlegendsten Veröffentlichungen auf, wählte passende Ausschnitte aus und gliederte sie themenbezogen in zehn Kapitel wie: «Ankommen, abhauen, fremdgehen», «Lieben und scheiden» oder «Würfe, Krämpfe, Rebellionen».

Eine Besonderheit des Buches sind die Listen, mit denen die Kapitel jeweils beginnen. Das dürfte als literarische Alternative speziell für Best-List-Affine gedacht sein. Witzig und lehrreich zugleich! In der Liste 8 beim Kapitel Sprachen und Zungen geht es um die Qualitäten der Milch: Von «chächi Milch» über «chüewaa'mi Milch» und das ganze Alphabet hindurch weiter bis zu «ziitegi Milch». Eine andere Liste zählt Fremdwörter im Appenzeller Dialekt auf, die mit «-ieren» aufhören, oder behandelt wie in Liste 5 Tätigkeiten, die mit dem Weben zu tun haben.

Ob sich die Anthologie eine Gesamtschau nennen kann, darf diskutiert werden. Die Auswahl der Autoren und Autorinnen und der Textauschnitte durch die Herausgeber-Gruppe ist subjektiv. Richtig ist, dass zum Beispiel die Finanzanlage-Literatur eines bekannten, ambitionierten Ex-Bankiers aus Teufen nicht in die Appenzeller Anthologie gehört. Hingegen hätte es das Gedicht *Für St.Gallen und Umgebung* von H.K. aus Gais aus dem Jahr 1978, erschienen damals in der Zeitschrift «Steinschleuder» mit Postfachadresse in Wald AR, verdient, aufgenommen zu werden. Die Anfangszeilen lauten: «Von dort aus gehend/und von der Nacht,/gelange ich in 5 Stunden/an den äussersten Rand/meines Bettes.»

Die Kritik bitte nicht falsch verstehen: Die Lektüre der Appenzeller Anthologie bereitet grosses Lesevergnügen. Schon im Einleitungstext erfrenen Leitsätze wie diese: «Wir werden das Land neu ausrufen» und «Diese Wörter liegen noch immer über der Landschaft»; alle sind dem Roman *Einladung an die Waghalsigen* von Dorothee Elmiger entnommen. Oder wer den tollen Preisträgertext

Ein Satz über einen, der auf einer Telefonzelle steht aus dem Schreibwettbewerb Literaturland 2016 von Ralph Bruggmann noch nicht kennt und nicht auf dem Bildschirm lesen möchte, findet ihn im Kapitel «Mystik und Miststock» auf gutem, altmüdigem Papier gedruckt vor.

Ich wäre überall und nirgends bietet auch Abzweigungen zu Seitengängen, die weiter zu verfolgen wären, wie etwa zum eigenwilligen Innerrhoder Publizisten J.B. Rusch, zum karibischen Schriftsteller Edgar Mittelholzer mit afrikanisch-appenzellischen Vorfahren oder zu Otto Ascher, dessen Beschreibung der Flucht vor der Judenverfolgung in Wien und Rettung dank dem mutigen Einsatz von Polizeihauptmann Grüninger und der Internierung in Schönengrund in die Geschichtsbücher gehört.

Es gibt Linien zum Verfolgen: Die in Stuttgart geborene Irmgard Rotach beschreibt ein beispielhaftes Gespräch über das Frauenstimmrecht mit dem Vetter ihres Mannes im Stickerhaus auf dem Sitz bei Schwellbrunn während dem gemeinsamen Feuermachen im Kachelofen. Ihr Mann ist ein Enkel des Herisauer Mundartschriftstellers Walter Rotach, dessen Kurzgeschichte *Min Fründ, de Leberle, am Johrmart* aus den 1920er-Jahren ich überaus mag und die es durch einen Hintereingang als Fragment in die Anthologie geschafft hat (Heinrich Altherr: *Die Mundarten Innerrhodens, des Hinter-, Mittel- und Vorderlandes*).

Aber auch Brüche sind festzustellen, etwa dass die verhältnismässig reiche Tradition an Literatur zur Arbeitswelt in der Textilindustrie im Appenzellerland in der heute vorherrschenden Dienstleistungsindustrie noch kaum eine Entsprechung gefunden hat.

Traurige Eckpfeiler

Zwei Hauptfiguren, Robert Walser und Peter Morger, bilden eine Brücke vom Anfang zum Schluss des Buches. Der eine verbrachte 38 Jahre in der Irrenanstalt von Herisau, der andere zerbrach an den prekären Lebensumständen des nur halb erfolgreichen Schriftstellers und geplagten Journalisten und an der Heroinsucht.

Appenzell Ausserrhoden ist ein seltsamer Kanton, der sein literarisches Erbe mit diesen traurigen Protagonisten als Eckpfeilern feiern muss. Umso mehr ist die Initiative der Ausserrhodischen Kulturstiftung zu einer so umfassenden Anthologie zu begrüssen und die enorme Arbeit der Herausgeber-Gruppe zu verdanken. Sie hat zu einer vielfältigen und höchst unterhaltsamen Würdigung des heimischen Literaturschaffens geführt – des vergangenen und, dank der Website literaturland.ch, auch des künftigen.

Ich wäre überall und nirgends. Appenzeller Anthologie - Literarische Texte seit 1900. Herausgegeben von Rainer Stöckli und Peter Surber in Zusammenarbeit mit Eva Bachmann, Heidi Eisenhut, Doris Ueberschlag und Peter Weber, Appenzeller Verlag, Schwellbrunn 2016, Fr. 48.–

Buchvernissage: 28. Oktober, 19 Uhr, Zeughaus Teufen

literaturland.ch

Die Okkultisten von Stein AR

Mächtig geheim: Das Buch über die Psychosophische Gesellschaft und ihre *Collectio Magica et Occulta*.

TEXT: RICHARD BUTZ

Im Mai 2010 steht die Historikerin Iris Blum zum ersten Mal im ausserrhodischen Stein vor einem riesigen Archiv-Konvolut. Es sind gegen 200 Bundesordner, prall gefüllt mit Briefen und Dokumenten. Dazu kommen Fotosammlungen, Museumsobjekte und einige Tondokumente sowie eine umfangreiche Bibliothek mit Büchern über Religionen, Geheimbünde, Mythologien, Heilkunde, Okkultismus, Magie und weitere esoterische oder kulturgeschichtliche Themen. Es handelt sich um den Nachlass der 1945 gegründeten Psychosophischen Gesellschaft der Schweiz (PG), die seit 1952 bis zu ihrer Auflösung ihren Sitz als Abtei Thelema in der Liegenschaft Schedlern und ab 1966 zusätzlich im daneben gelegenen Haus zur Rose hat.

Mit dem Ziel, das Archiv zu ordnen und ein Buch darüber zu verfassen, taucht Iris Blum buchstäblich mit Haut und Haar in diese Arbeit ein: «Meine Kleider verraten nach der Arbeit in der Abtei einen Duft von Dachkammern und Kellerabteilen. Dieser Geruch hat sich ungefragt in das Links-Rechts-Muster meiner Wolljacke verstrickt. Auch in meinen Haaren hat er sich eingenistet, abgelagert auf meinem Körper.»

Sechs Jahre später ist das Archiv als Sammlung *Collectio Magica et Occulta* (CMO) in der Kantonsbibliothek AR in Trogen zugänglich. Und auch das Buch von Iris Blum liegt vor – unter dem Titel *Mächtig geheim – Einblicke in die Psychosophische Gesellschaft 1945–2009*.

Tempel, Hotel, Druckerei ...

Was die Autorin auf 348 Seiten in 20 Lebensgeschichten von A bis W, in 18 Beschreibungen von Tätigkeitsfeldern, auf 51 Bildseiten, mit je einem Personen- und Begriffe-Glossar sowie in fünf persönlichen Berichten über ihre Arbeit vorstellt, ist eine ziemlich verrückte Geschichte. Sie beginnt mit dem 1919 in Zürich geborenen gelernten Bäcker/Konditor Hermann J. Metzger, genannt Bruder Paragamus, und seiner Ehefrau Rösly (Strickler). Als Ideengeber wirkt Felix L. Pinkus, Unternehmer, Schriftsteller und Theosoph, Vater des legendären kommunistischen Zürcher Buchhändlers und Verlegers Theo Pinkus.

Metzgers engste Verbündete sind Frauen, mit denen er – wie mit anderen auch – sexuelle Beziehungen unterhält: Annemarie Aeschbach (Schwester Chochmah), die mit ihrem geerbten Vermögen für die finanzielle Grundlage sorgt, Anita Borgert (Schwester Ainyahita), mit der er zwei uneheliche Söhne zeugt, und Anna Werder-Binder (Schwester Rhodanuba), Astrologin und Priesterin. Das erklärte Ziel der PG ist es, Menschen jeglicher Bildung mit Vorträgen und Kursen in der Erforschung der Weisheitslehren des Altertums und der Neuzeit auszubilden und sie für eine Mitgliedschaft zu interessieren.

Die Tätigkeiten der PG in der Abtei Thelema sind vielfältig. Dazu gehören: Vorträge, Tagungen und Treffen, gnostische Messen in eigener Kapelle, Aufbau eines esoterischen Museums und einer Bibliothek, Druckerei mit Verlag, Herausgabe der Zeitschrift «Oriflamme», Gasthaus und Hotel, Betreuung einer Wetterstation, Labor zur Herstellung von Heilmitteln und Elixieren. Angetrieben von



Hermann J. Metzger, genannt Bruder Paragamus. Bild: CMO

Metzger übernimmt die PG als Dachverband und Trägerverein die administrative Betreuung des Schweizer Zweiges des Ordo Templi Orientis (O.T.O.), der auch mit dem Monte Verità verbunden ist, der Fraternitas Rosicruciana Antiqua (FRA), des Illuminaten-Ordens (IO) und der Gnostisch-Katholischen Kirche (GKK).

Skandal um «sexualmagische Praktiken»

Das langsame Ende der PG wird 1972 mit einem Skandalbericht in einer deutschen Boulevardzeitschrift eingeläutet. Darin werden ihr sexualmagische Praktiken und Okkultismus im Geiste von Aleister Crowley, dessen Schriften sie eifrig verlegt, vorgeworfen. So und nach ausgedehnten Prozessen im Ruf beschädigt, geht die PG in den Untergrund und agiert in den folgenden knapp 30 Jahren ihres Weiterbestehens nur noch im Stillen. 1981 zieht der WWF mit seinem Ökozentrum in die «Rose» ein, später quartiert sich hier eine sozialpädagogische Wohngruppe ein. Annemarie Aeschbach führt die PG nach dem Tode Metzgers (1990) als ihr Oberhaupt auf Sparflamme weiter und harret bis zu ihrem Ableben (2008) in Stein aus. Inzwischen ist die Liegenschaft verkauft und die Nachfolgestiftung aufgelöst. Seit 2011 veranstaltet die Veranstaltergruppe Kulturhaus Rose im ehemaligen Gasthaus regelmässig Konzerte.

Iris Blum ist ein informatives Buch gelungen, das nicht nur die Geschichte der PG aufrollt. Es vermittelt darüber hinaus Einblicke in die Subkultur der Geheimgesellschaften und den oft dubiosen Hintergrund der Esoterik ganz allgemein.

Iris Blum: *Mächtig geheim*. Limmat Verlag, Zürich 2016, ca. Fr. 48.–

Buchvernissage: 4. November, 19.15 Uhr, Rathaus Trogen (Landsgemeindeplatz), Obergerichtssaal

Zum Programm des Kulturhauses Rose: kulturhausrose.ch

« ... gaga di bling blong ... »

Die Ausstellung *dada ist 100* und die 13. Handpressenmesse im Eisenwerk Frauenfeld.

TEXT: FLORIAN VETSCH

2016 nimmt als Dada-Jahr kein Ende! Die Bewegung, deren Erzeugnisse von Guillaume Apollinaire, Hans Arp, Sophie Taeuber-Arp, Hugo Ball, Theo van Doesburg, Emmy Hennings, Richard Huelsenbeck, Kurt Schwitters etc. pp. entzücken und deren Fortleben im Surrealismus, der Beat Culture, der Pop Art oder der Poésie sonore fasziniert: Dada feiert 2016 wilde Urstände bei diversen Veranstaltungen, in TV-Sendungen und dicken Katalogen, ja selbst auf Briefmarken. Auch den Schreibenden packte das Dada-Fieber, und er liess sich angesichts des Zentenariums zu diesem Haiku verleiten:

1000 Jahre Cabaret VOLtaire!

5. Februar 2016

Dort: Nada Dada

Hier: Mitsamt Jackass-Baba –

Sind alle gaga!

Noch doller gehts am 4. November zu und her, wenn im Eisenwerk zu Frauenfeld die Pforten sich nicht nur zur 13. Handpressenmesse (HPM), sondern auch zur Ausstellung *dada ist 100* (samt Katalog) öffnen.

Dadaistisch inspirierte Druckkunst

Marc Berger von der brandenburgischen Edition Schwarzdruck stiess das Projekt *dada ist 100 – Typografie, Letterpress & Grafik* an: 2015 bat er die Zunft der Handpressendruckerinnen und Handpressendrucker um Beiträge zum Hundertjahr-Jubiläum von Dada. Er rann-te offene Türen ein und erntete Erstaunliches: Über 60 Typografen, Setzer und Druckgrafiker aus zehn Ländern gratulierten der Strömung mit hinreissenden dadaistisch inspirierten Blättern, Karten, Bastelbogen, Collagen – mit Druckerzeugnissen aller Art. Aus der Schweiz sind an dem Projekt das Atelier Bodoni des Waldgut Verlags, Dafi Kühnes babyinktwice, der Schriftsetzer Daniel Kunz, die Offizin Parnassia sowie Martin Amstutz' Point Jaune Museum (St. Gallen, Linsehlstrasse 77, gleich beim Zebraplatz) beteiligt.

dada ist 100 wandert. War schon in Gransee, Stralsund, Halle, wird nach Frauenfeld Horn, Hamburg, Amsterdam, Gent, Mailand, Grossbritannien heimsuchen und wird hoffentlich auch noch die neoliberal gestimmte Übersee verunsichern; ein Blatt der niederländischen Eikeldoopers zitiert Man Ray an Tristan Tzara: «dada cannot live in New York. All New York is dada, and will not tolerate a rival, – will not notice dada.»

Der Autor und Verleger Beat Brechbühl (Jahrgang 1939), der Spiritus rector der HPM, die neu Frauenfelder Buch- und Druckkunstmesse heisst, verleiht in seinem Vorwort zum Katalog dem Begriff «Dada» eine zusätzliche Dimension: «Wir Dichter, Drucker, Verleger, PapierWortKunstMenschen sind alle mehr oder noch mehr Dadaisten – schon nur, indem wir mit unseren Texten & Taten die tristen Warnungen der kommerziellen Welt übersehen oder nichthörenwollen und trotzdem dichten, auf Papier drucken, Bücher, gedruckt auf Papier, herausgeben. Feiern wir also 100 Jahre DADA, indem wir der Idee von DADA von uns das Beste dazugeben.»



JS Makkos: *Dancing with Tzara*, 2016. Bild: *Dada ist 100*

Antidot zum Kriegsieber

Brechbühl tat dies mit dem Blatt «DADA gegen Krieg», einem Sonderdruck des Ateliers Bodoni mit einer Auflage von 7 Exemplaren. Das Blatt eröffnet den Katalog und erinnert daran, dass die Schweiz und zumal Zürich den pazifistischen Dadaisten im Ersten Weltkrieg Asyl bot. Dada als Antidot zum Kriegsieber. Oder um es mit Hugo Balls 1916 im Cabaret Voltaire vorgetragenen Lautgedicht *Gadji beri bimba* freiheraus zu sagen:

tuffm im zimbrabim negramai bumbalo negramai bumbalo tuffm i zim
gadja bimbala oo beri gadja gaga di gadja affalo pinx
gaga di bumbalo bumbalo gadjamen
gaga di bling blong
gaga blung

Die Ausstellung *dada ist 100* kann bis am 27. November im Eisenwerk zu Frauenfeld bestaunt werden; ihre Vernissage findet zeitgleich mit der Eröffnung der 13. HPM am 4. November um 11 Uhr statt. Die HPM aber wird nach drei Tagen, am Sonntag, den 6. November, ihre Tore bereits wieder schliessen. Manche Trouvaille erwartet dort die Besucherschar, beteiligen sich doch rund 50 Exponenten des nationalen und internationalen Druckhandwerks an der 13. HPM. Darum auf denn: Früh nach Frauenfeld gepilgert, um sich *dada ist 100* anzuschauen und das neodadaistische Paradies der HPM nicht zu verpassen!

dada ist 100:

4. bis 27. November, Eisenwerk Frauenfeld

13. Handpressenmesse:

4. bis 6. November, Eisenwerk Frauenfeld

eisenwerk.ch, waldgut.ch

Es ist leichter, selber zu sterben

Im neuen Film des Rheintaler Filmmachers Thomas Lüchinger geht es um das, was wir alle tun und woran die meisten von uns nur ungern denken: das Sterben.

TEXT: FRÉDÉRIC ZWICKER



Berühren ist wichtig, sagen Sterbebegleiter. Bild: pd

«Eines Tages werden wir sterben, Snoopy», sagt Charly Brown zu seinem Freund. «Ja, aber alle anderen Tage werden wir leben», antwortet Snoopy. Diese schöne Comic-Strip-Weisheit weist auf ein Faktum hin, das besonders in der westlichen Welt gilt: Der Tod ist eine Angelegenheit, die wir am liebsten vergessen, solange sie nicht unmittelbar aktuell ist. Es ist zwar der Tod, der dem Leben erst seinen Wert gibt. Aber das kann er auch als abstrakte, hintergründige Gewissheit, die sich nicht unbedingt ins Alltagslicht drängen muss.

Es gibt allerdings Menschen, bei denen das Sterben jeden Tag Thema ist: Sterbebegleiter, die todkranke oder alte Menschen betreuen, wenn deren letzte Reise kurz bevorsteht. Es geht nicht um Sterbehilfe, sondern um Begleitung in den natürlichen Tod. Thomas Lüchinger porträtiert in seinem Film *Being there* vier Sterbebegleiter, die ihrer Arbeit je auf einem anderen Kontinent nachgehen. Das ist interessant, weil es Einblick in Tod und Sterben in einem Drittweltland, einem Schwellenland und in der ersten Welt erlaubt.

Lernen vom Tod

Alicio Braz ist Brasilianer, Psychiater und Zen-Lehrer. Er bildet Sterbebegleiter aus und spricht nicht nur als professioneller Sterbebegleiter, sondern auch als Angehöriger, als persönlich Betroffener, der seine krebskranke Frau bis in den Tod gepflegt hat. In Kathmandu arbeitet die Nepalesin Sonam Dölma in einem Sterbe-Hospiz. In ihrem Dorf durfte sie sich als Frau keinen Kranken oder Sterbenden nähern. Ihre Angst im Umgang mit ihnen hat sie durch ihre Arbeit verloren. Ron Hoffman wiederum hat in den USA eine Sterbebegleitungs-Organisation gegründet. Mehr als bei den drei anderen kommen bei ihm auch seine Patienten zu Wort. Einer von ihnen sagt einmal: «Es ist viel einfacher, der Sterbende zu sein, als ein Angehöriger des Sterbenden.» Und schliesslich ist da noch die ehemalige Gymnasiallehrerin Elisabeth Würmli, die eines Tages zu ihrem Mann sagte: «Ich verbringe keinen einzigen Tag mehr in der Schule.» Jetzt bereitet sie keine jungen Menschen mehr aufs Leben vor, sondern Alte und Kranke auf den Tod.

Der eigentliche Fokus von *Being there* liegt aber nicht auf dem Tod. Er liegt nicht einmal unbedingt auf dem Sterben, treten die Sterbenden in diesem Film doch nur am Rand auf. In erster Linie geht es um die Frage, wie wir Lebenden mit dem Sterben umgehen. Was können wir vom Tod fürs Leben lernen?

Manche Erkenntnisse sind nicht neu. Alicio Braz etwa erzählt, ihm sei erst richtig klar geworden, was ihm seine Frau bedeutet habe, als sie gestorben war. Dass man, was man hat, erst schätzt, wenn man es eben nicht mehr hat, kann man von jedem zweiten Zucker-säckchen lernen. Dennoch schadet es nichts, es sich wieder einmal – und von glaubwürdigerer Seite – sagen zu lassen.

Eines wird klar: Der Tod ist in vielfacher Hinsicht ein einschneidendes Erlebnis. Elisabeth Würmli sagt einmal: «Im Moment des Sterbens ist nichts mehr wichtig, was war. Was ein Mensch geleistet hat, wer er war, das wird nichtig. Es zählt einzig die Existenz.» Das sei der Moment vor dem Übergang in das, was komme, von dem niemand wisse, was es sei.

Dass aber etwas kommt, scheinen alle vier Porträtierten zu glauben. Und das ist – je nachdem, was man selber glaubt oder nicht – etwas, was man diesem Film vorwerfen könnte. Es gibt keine spiritualitäts- und religionsbefreite Perspektive. Und teilweise wirkt das Gesagte oder Gezeigte auch selbstdarstellerisch.

Mehr Morphin, weniger Besuch

Dafür bietet und ermöglicht *Being there* reichlich Aussenperspektive. Einerseits den Blick auf unseren Umgang mit dem Sterben in der Schweiz, andererseits den Blick auf fremdländische Sterbekulturen.

Die Nepalesin Dölma erzählt von einem Kongress, den sie in Paris besucht hat. Im Westen würde viel mehr Morphin verschrieben als bei ihnen, sagt sie. Auch die Besuchszeiten in Spitälern und Heimen haben sie erschreckt. In ihrem Hospiz in Kathmandu werde sehr viel Wert auf die familiäre Betreuung gelegt. Angehörige können rund um die Uhr bei den Patienten sein. Überhaupt wirkt der Tod in der nepalesischen Gesellschaft wie ein viel natürlicherer Teil des Lebens. Diese Natürlichkeit – und das ist eine erschreckende Erkenntnis, die dieser Film ermöglicht – scheint mit wachsendem wirtschaftlichen Erfolg abzunehmen. So fordert Alicio Braz denn auch eine neue «ars moriendi», eine enttabuisierte Auseinandersetzung mit dem Sterben.

Being there bietet indes nicht nur theoretische Denkanstösse, sondern auch praktischen Rat für alle, die mit Sterbenden konfrontiert sind. Alle vier Sterbebegleiter sind sich einig, dass Zuneigung, Aufmerksamkeit und Berührungen besonders wichtig sind. Man sieht in vielen Pflege- und Gesprächssituationen, dass sie das verinnerlicht haben und dass Patienten positiv auf Nähe und Zuneigung reagieren.

Alicio Braz sagt es so: Man sollte für jemanden, der bald stirbt, ein Gefäss sein, das alle Emotionen aufnimmt. Am meisten hilft man einem Menschen, dessen Tod nahe ist, indem man seine Ängste, seine Wut, die Verzweiflung und die Trauer annehmen und aushalten kann. Das ist eine schwierige Aufgabe für Sterbebegleiter. Noch viel schwieriger ist sie für liebende Angehörige. Und so versteht man dann auch Ron Hoffmans Patienten, der sagt, es sei leichter zu sterben, als einem Sterbenden dabei zuzusehen.

Thomas Lüchinger: *Being There* - Da sein

Premiere im Kinok, in Anwesenheit des Regisseurs: 2. November, 20 Uhr

kinok.ch

Gemeinsam im dunklen Saal

Die Gestalterinnen Sandra Walti und Tina Schmid haben mit *Rex, Roxy, Royal* ein Buch zur Schweizer Kinolandschaft herausgegeben, mit Kurzporträts von 111 Kinos.

INTERVIEW: KATHARINA FLIEGER

Saiten: Was war Ihr Antrieb für dieses Buch: Cinéphile Nostalgie oder Revival der Kinokultur?

Sandra Walti: Seit bald 20 Jahren bin ich als Operatrice beim Kino Freier Film in Aarau tätig. In dieser Zeit bin ich viel herumgereist. Mit dem Buch *Rex, Roxy, Royal* möchten wir aufzeigen, wie lebendig die Kinokultur in unserem Land ist. Zehn Autorinnen und Autoren verfassten die Kinoporträts, die Bilder stammen alle von einem Fotografen. Das Gestaltungskonzept erinnert an einen Reiseführer: Das Buch soll praktisch und lesefreundlich sein. Angaben, beispielsweise zum Eröffnungsjahr oder zur Anzahl der Vorführungen und eine Kinokarte bieten eine Übersicht.

Von 273 Schweizer Kinos haben Sie 111 porträtiert. Wie kam die Auswahl zustande?

Wir haben Kinos ausgewählt, die durch ihre Programmation, Geschichte, Architektur oder durch ihre soziale Funktion herausragen. Uns ist wichtig, dass man die Leute spürt, die dahinter stehen. Dabei wollten wir uns nicht auf bestimmte Kategorien beschränken, sondern vielmehr die Vielfalt aufzeigen. Die Spannweite zeigt das Kino in seinen Facetten – vom Spektakel bis zur Kunstform. Das reicht vom unabhängigen Landkino, wo für ein kleines Publikum weniger als zehn Filme pro Woche gezeigt werden, bis zum Multiplexkino Arena im Einkaufszentrum Sihlcity, das mit 450 bis 500 Vorführungen pro Woche reine Unterhaltung bietet, unter anderem mit dem Einsatz neuester technischer Effekte wie 4DX, wo neben Bild und Ton Düfte und rüttelnde Sitze beispielsweise ein Unwetter simulieren.

Sie sprechen von der vielfältigen Kinokultur in unserem Land. Wie sieht es denn in den Nachbarländern aus?

Auf Reisen fällt mir auf, dass es weniger unabhängige Kinos gibt. In vielen kleineren Städten sind die Kinos mittlerweile geschlossen. In der Schweiz ist die Dichte auffällig hoch, obwohl die wenigsten dieser Kinos profitabel sind. Hier sind viele Menschen in der privilegierten Situation, genug zu verdienen, um sich in der Freizeit für ihre Leidenschaft – das Kino – zu engagieren. Mit der Digitalisierung gingen zwar einige Kinos zu, doch waren dies längst nicht so viele wie in den 80er-Jahren, als die VHS-Kassetten aufkamen. Und es gab viele Betriebe, die neue Wege der Finanzierung fanden und so überlebten – oder neu eröffnet wurden. Mit Veranstaltungen oder Crowdfunding wurden Gelder aufgetrieben, viele haben Vereine gegründet. Es gab auch Gemeinden, die die Wichtigkeit des lokalen Kinos für die Dorfgemeinschaft erkannten und Beiträge sprachen. Damit haben diese Kinos eine breite Basis, dank Freiwilligenarbeit ist sehr viel möglich.

Dies ist wohl ein Grund, warum trotz steigender Qualität von Heimkino-Anlagen und ständig wachsender Verfügbarkeit an Filmen mit Netflix & Co. die Kinokultur nach wie vor lebt?

Auf jeden Fall. Das Kino ist ein Ort, an dem man gemeinsam in andere Welten eintauchen kann; wo man bekannte und

unbekannte Menschen trifft, die sich für denselben Film interessieren. Gemeinsam in einem dunklen Saal zu sitzen, das Knistern der Popkorntüte oder ein Lacher von nebenan zu vernehmen, ist interessanter als alleine zuhause einen Film zu schauen. Das kann auch der grösste und schärfste Bildschirm in der Wohnstube nicht ersetzen. Gerade in Dörfern ist das Kino ein Treffpunkt, wo verschiedene Generationen zusammenkommen.

Ein Treffpunkt, der auch ein Ort der Vermittlung von Filmkultur ist. Genau! Relativ viele Kinos in der Schweiz pflegen diesen direkten Austausch zwischen Filmschaffenden und dem Publikum, mit Regisseurgesprächen und Podiumsdiskussionen. Und wenn wir von Vermittlung sprechen: Ich persönlich habe viel gelernt im Kino Freier Film in Aarau oder auch im Filmpodium Zürich. Noch immer sind zahlreiche Filme jenseits des Mainstream für den Privatgebrauch nicht erhältlich. Da ist es eine einmalige Gelegenheit, diese im Kino zu schauen. Und: Mir haben diese kuratierten Programme neue Welten eröffnet, durch die ich Filmschaffen aus anderen Ländern entdeckt habe. Ich denke, dass dies auch in einer Zeit nie dagewesener Verfügbarkeit von Filmen, Büchern etc. ein wichtiger Faktor ist. Andere treffen eine Auswahl für mich und bieten mir ein vielfältiges Filmprogramm. Darum hat meiner Meinung nach auch das «cinema on demand», bei dem die Leute den Film im Kino wählen können, nicht sehr gut funktioniert. Das ist zwar eine gute Idee, doch letztlich scheitert sie daran, dass man im Voraus planen und genügend Leute mobilisieren muss. Das Schöne am Kinobesuch ist das Spontane. Und: Zuhause lasse ich mich leicht ablenken, beantworte noch rasch eine SMS ... Im Kino muss ich mich voll auf das Filmerlebnis einlassen. In langsam erzählten Filmen kann dies auch mal eine Qual sein, die es auszuhalten gilt. Das immer mal wieder zu erleben, schätze ich sehr.

Rex, Roxy, Royal ist also viel mehr als ein Abgesang auf vergangene Glanzzeiten – ein Statement für eine lebendige Kinokultur?

Genau. Neue Formen werden ausprobiert, junge Menschen mischen die Szene auf, das Kino lebt. Deshalb auch der Blick in die ganze Schweiz, wo jenseits der Sprachgrenzen neue Projekte starteten oder architektonisch grossartige Säle zu entdecken sind, wie etwa das Le Capitole in Lausanne oder das Corso in Lugano. Vermutlich wird das Kino überdauern, genauso wie es immer noch Theater gibt und auch die Malerei mit dem Einzug der Fotografie zwar in die Krise geriet, aber keineswegs verschwand. Das Buch ist eine Einladung zu einer Entdeckungsreise in diese Kinowelt.

Rex, Roxy, Royal – Eine Reise durch die Schweizer Kinolandschaft.
Christoph Merian Verlag, Basel 2016, Fr. 39.–

Buchvernissagen:

15. November, Zürich, Filmpodium
16. November, Basel, Stadtkino
17. November, Lausanne, Le Capitole
1. Dezember, Romanshorn, Roxy

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI



Generationentanz im Kunsthaus

In einer Ausstellung der Reihe «Bodenlos» thematisiert das Kunsthaus Zofingen Schnittstellen zwischen Tanz und bildender Kunst. Es geht um Alt und Jung. Lucía Baumgartner untersucht mit der Tanzcompagnie inFlux in «Vorgestern ist Übermorgen Nr. 2» Vorurteile, in der Ausstellung sind das Video «Nothing Else» von Seline Baumgartner und eine Klanginstallation von Christian Kuntner zu sehen.

«Bodenlos II»

Samstag, 5. November bis Montag, 12. Dezember, Kunsthaus Zofingen
kunsthauszofingen.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



«Eigenes» und «Fremdes» im Diskurs

Drei Tage mit renommierten Gästen, überraschenden Formaten, ungewohnten Veranstaltungsorten, quer über die Stadt und bis in die Nacht. BuchBasel präsentiert ein dichtes, vielfältiges Programm. Es geht um aktuelle politische Themen, um die alte und die neue, die verloren geglaubte und die verzweifelt gesuchte Heimat und nicht zuletzt um die Entdeckung neuer Stimmen und Bücher.

BuchBasel

Freitag, 11. bis Sonntag, 13. November, diverse Orte in Basel
buchbasel.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA



Monster im Dachstock

Reverend Beat-Man ist nicht nur Gründer und Betreiber des Berner Ausnahme-Plattenlabels «Voodoo Rhythm Records», sondern auch Sänger und Rampensau der 1986 gegründeten Band The Monsters. Ihr neues Album «M» taufen sie im Dachstock der Reitschule. Wie gewohnt ist es bis zum Bersten gefüllt mit Garage-Punk, Trash-Rockabilly und Primitive-Rock'n'Roll.

Plattentaufe The Monsters

Freitag, 4. November, 21 Uhr, Dachstock Reitschule Bern
dachstock.ch

041
Das Kulturmagazin



Weltpremiere im Kleintheater

Ohne Rolf sind mittlerweile weltbekannt – das ist nicht übertrieben. Die humoristischen Wortjongleure wurden mit Preisen überschüttet und haben eine Chinatour hinter sich. Ihre Stücke sind (wortwörtlich) universell verständlich, spielen sie doch ausschliesslich mit Texttafeln. Mit dem vierten Programm wird im Kleintheater geblättert – Weltpremiere in Luzern also.

Ohne Rolf: Seitenwechsel

Mittwoch, 2. bis Sonntag, 13. November, Kleintheater Luzern
kleintheater.ch

KuL

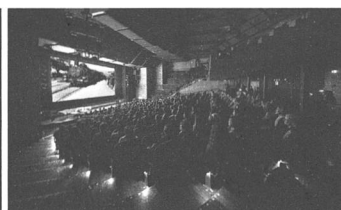


Baukultur im Bild

Die Fotografien von Hans-Georg Esch vereinen technische Präzision mit sorgfältiger Gestaltung und spektakulären Momenten des Sehens. Seine Auseinandersetzung mit der Landschaft und dem Bauge-schehen Liechtensteins resultiert in grossen Einzelbildern sowie in Tableaus aus mehreren kleinen Ansichten zu einem Thema.

HG Esch: Beton am Berg bis Sonntag, 29. Januar, Kunstmuseum Liechtenstein
kunstmuseum.li

Coucou



Der Zug im Kino

Zur Feier ihrer 20. Ausgabe haben die Kurzfilmtage einen besonderen Gast eingeladen, der nicht bloss zum Saufen und Schlemmen kommt. Das Musikkollegium Winterthur untermalt die Jubiläumsvorführung mit Live-Musik, und so wird «Fascination ferrique», eine Hommage an die aufkommende Eisenbahn des frühen 20. Jahrhunderts, nicht nur zu einem visuellen, sondern auch akustischen Erlebnis.

CinéConcert:

Fascination ferrique
Samstag, 12. November, 20 Uhr, Theater Winterthur
kurzfilmtage.ch

KOLT



Zukünfte im Theaterstudio

Der grosse Romancier und literarische Alleskönner Charles Lewinsky zeigt mit den erfahrenen Spoken Word-Autoren Judith Stadlin und Michael van Orsouw eine Lesung der etwas anderen Art: Sie präsentieren Texte aus Lewinskys Buch «Schweizen». Die «24 Zukünfte» bieten bitterböse Utopien, politische Satiren, ironische Märchen und herrliche Kurzdramen.

Schweizen

Freitag, 25. und Samstag, 26. November, 20:15 Uhr, Theaterstudio Olten
theaterstudio.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbepattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz